

EDITORIAL

Im letzten Herbst veranstaltete die Israel Interfaith Association eine dreitägige Exkursion in den Norden des Landes. In den beiden ersten Tagen wurden die verschiedensten Persönlichkeiten und Institutionen besucht, die sich mit dem Zusammenleben und dem besseren Verständnis unter den verschiedensten Glaubens- und Volksgemeinschaften beschäftigen. Am letzten Tag, einem Schabbat, an dem wegen unserer religiösen jüdischen Teilnehmer nicht gefahren werden konnte, fand ein Seminar in der christlichen Siedlung Nes Amim statt, wobei unsere jüdischen Referenten schon am Freitag angereist waren und den ganzen Schabbat mit uns verbrachten. Pfarrerin Katja Kriener, die Koordinatorin von Nes Ammim, hat nicht nur zur Planung des Seminars beigetragen, sondern hat auch mit ihrer finanziellen Unterstützung die Durchführung des Unternehmens überhaupt erst ermöglicht. Dadurch war eine weitere Vertiefung der Begegnung gegeben, die von allen als angenehm empfunden wurde. Wir waren erstaunt über die Fülle der Aktivitäten im Norden und das zum Teil harmonische Zusammenleben der so unterschiedlichen Gruppierungen.

Das Angebot, das uns unser langjähriger Freund und Experte auf diesem Gebiet der Verständigung, der Rabbiner Chajjim Cohen, unterbreitete, konnten wir nur zu einem kleinen Teil durchführen, weil auch die Zeit von drei Tagen dafür zu kurz war. So haben wir beschlossen, in diesem Jahr im Herbst wieder eine solche Exkursion zu unternehmen, um weitere Partner aufzusuchen und uns mit ihnen auszutauschen.

Von den Eindrücken noch beseelt haben wir beschlossen, das Heft diesem Gedankentausch mit unseren Freunden im Norden zu widmen. Ansonsten enthält das Heft weitere Informationen über das religiöse und kulturelle Leben in Israel sowie über Neues in der archäologischen Welt, das ein besseres Verstehen zur Bibel vermittelt und plötzlich das Geschehen von vor über zweitausend Jahren in unserer Gegenwart aufleuchten lässt.

Mit dem ersten Heft des 25. Jahres, ein halbes Jubiläum, hoffen wir, weiter unseren Lesern dienen zu können. Für Anregungen sind wir dankbar.

Jerusalem, im April 2019

Michael Krupp

Aus der Tätigkeit der Israel Interfaith Association

Die Karäer – sorgfältige Leser und Leserinnen der Schrift

Nicht viele finden den Weg zu dem kleinen Museum im Jüdischen Viertel.

Im Juni des letzten Jahres machte sich eine Gruppe der Israel Interfaith Association auf den Weg, um mit jüdischen und christlichen Teilnehmer*innen das Museum und die Synagoge der Karäer zu besuchen. Das Zentrum befindet sich in der Karäer- Straße, die vom zentralen Platz vor der Hurva-Synagoge im Jüdischen Viertel abzweigt.

Sehr freundlich und mit Tee und Kaffee werden wir vom Museumsleiter Avi Jefet empfangen. Er ist selbst Karäer und begeistert führt er uns durch die Museumsräume und zur Synagoge, die wir nur durch eine Glasscheibe betrachten können. In der Synagoge stehen keine Stühle, sondern sie ist mit Teppichen ausgelegt. Die Karäer ziehen bis heute ihre Schuhe aus, wenn sie die Synagoge betreten, weil der Gebetsraum für sie ein heiliger Ort ist. Und sie beten, wie es uns von Muslimen vertraut ist: Im Stehen, in verneigter Haltung und kniend auf dem Boden. Ursprünglich hätten die Muslime diese Gebetsart von den Juden übernommen, erklärt uns Avi Jefet. Während die Mehrheit der Juden diese Gebetshaltung nach der Entstehung des Islam abgelegt hat, beten Karäer noch heute so.

Die Karäische Bewegung hat sich als eine unter vielen verschiedenen jüdischen Strömungen gebildet, weshalb sie in Israel auch nicht als Minderheit, sondern eben als jüdische Gruppierung gilt.

Die Karäer führen ihren Ursprung auf die Offenbarung der Tora am Sinai zurück. Der Name „Karäer“ leitet sich her von der hebräischen Wurzel K-R-A, die die Bedeutung „lesen“ hat. Karäische Juden verstehen sich als die „Leser“ der Schrift, die in Hebräisch auch MI-KRA heißt. So erkennen die Karäer alle 24 Bücher der Hebräischen Bibel als verbindliche Quellen für die Rechtsauslegung an, im Unterschied zum rabbinischen Judentum, das seine Rechtspraxis aus der schriftlichen (5 Bücher Mose) und mündlichen Tora (Mischna, Talmud und Midrasch) herleitet. Gerade diese späteren Ergänzungen zur Hebräischen Bibel, die mündliche Tora, wie sie von den Rabbinen entwickelt wurde, lehnen die Karäer als rechtsverbindlich ab und gestehen ihr lediglich den Rang eines kulturellen Erbes zu: es handelt sich

für sie um eine Sammlung von Interpretationen durch verschiedene Gelehrte, die aber keine halachische (gesetzlich verbindliche) Autorität besitzt.

Die Grundlage des karäischen Glaubens wurde durch den ersten Gründer einer karäischen Gemeinde, Anan Ben David, im 8. Jhdt, formuliert: „Suche sorgfältig in den Schriften.“ Nach ihrem Selbstverständnis praktizieren Karäer die originale Form des Judentums, wie sie von Gott in der Tora beschrieben wurde und in der Zeit des 1. und 2. Tempels praktiziert wurde. Im 10. Jahrhundert entwickelte der Karäer Aharon Ben Asher das Konzept, die Bibel als Ersatz für den zerstörten Tempel zu verstehen. So konnte die Bibel von ihm als Miqdashya- Gottes Tempel, bezeichnet werden. Es ist anzunehmen, dass es schon vor der Gründung der ersten karäischen Gemeinde Einzelpersonen gab, die die Autorität der Rabbinen und die Gültigkeit der mündlichen Tora ablehnten.

Die karäische Synagoge in Jerusalem wurde im 8. Jhdt gebaut, von den Kreuzfahrern zerstört, aber nach Ende der Kreuzfahrer- Ära bald wieder aufgebaut, so dass es sich um die älteste erhaltene Karäer-Synagoge handelt und die älteste Synagoge in Jerusalem überhaupt. Bis heute wird sie von der kleinen Gemeinde (ca. 300 Personen) zum Gebet benutzt. Das heutige karäische Zentrum befindet sich in Ramle, insgesamt gibt es in Israel elf Gemeinden und ca. 40.000 Karäer. Weitere Gemeinden gibt es in Amerika und Europa, eine kleine Gemeinde auch in Litauen und Nachbarstaaten, so dass man weltweit ca. 50.000 Karäer zählt.

Klar, dass unsere jüdischen Teilnehmer beim Durchgang durch das Museum, als es um die Regeln der Kashrut geht, sofort in eine Diskussion einsteigen, denn für die Karäer gilt auch das Gebot des Schächtens, das in der Bibel steht, allerdings nochmal in anderer Ausführung als im orthodoxen Judentum. Die Trennung von Milch und Fleisch wird von Karäern in Bezug auf Geflügel nicht praktiziert, da es in der Bibel ja nur heißt, dass man das Böcklein nicht in der Milch seiner Mutter kochen soll, woraus später die Regeln einer Trennung von Milch und Fleisch in der Küche und beim Essen entwickelt wurde. Auch Tefillin (Gebetsriemen) und Mesusot (Schriftkapseln an den Türpfosten) lehnen die Karäer als nichtbiblische und spätere rabbinische Traditionen ab.

Als evangelische Pfarrerin beeindruckt mich besonders die Gleichstellung der Frauen in der karäischen Tradition, wie sie im Eingangs-Film zur Einführung in Geschichte und Gegenwart der Karäer betont wird. „Gott schuf

den Menschen zu seinem Bild, männlich und weiblich schuf er sie“ (Gen 1,27)– dieser biblische Satz wird als klares Votum für die Gleichberechtigung von Frau und Mann verstanden. Und so wie Debora in der Bibel Richterin war, können Frauen Richterinnen sein. Da Zippora Mose beschnitten hat, können Frauen als Beschneiderinnen (Mohelot) arbeiten, und selbstverständlich können Frauen als Vorsängerinnen den Gottesdienst leiten. Auch bei der Heiratszeremonie spielen Frauen eine aktivere Rolle als in der heutigen orthodoxen Tradition, ihre Zustimmung zur Trauung wird ausdrücklich in der Kettubah (Heiratsurkunde) und der Trauzeremonie artikuliert. Während der Zeremonie wird das Paar gemeinsam von einem Tallit umwickelt, während sieben Segenssprüche (wie im orthodoxen Judentum) gesprochen werden.

Und noch mehr Gemeinsamkeiten mit dem evangelischen Denken legen sich nahe, besonders was das Prinzip der Konzentration auf das Biblische angeht: Das Prinzip Sola Scriptura ist Grundlage evangelischen wie karäischer Denkens, auch wenn wir in der Glaubenspraxis dann doch zu vielen Unterschieden kommen.

Angeregt durch viel Neues, das wir gelernt haben und durch kontroverse und spannende Diskussionen, verabschieden wir uns von Avi Jefet, der uns herzlich einlädt, bald wiederzukommen und andere Interessierte mitzubringen.

Gabriele Zander

Randbemerkungen zum Verhältnis der Israel interfaith Association zu den Karäern

Die Beziehungen zwischen der Israel Interfaith Association zu den Karäern sind alt. Sie waren besonders herzlich, als Rabbiner Mosche Dabach noch im Amt war und der Karäergemeinde vorstand. Er ist seit einigen Jahren im Ruhestand. Wir haben die Synagoge mehrfach besucht. Wir haben die Zentren in Ramle und Aschkelon aufgesucht, wir waren dabei, als eine Torarolle feierlich in die Synagoge von Aschkelon überführt wurde. Damals beteiligten sich an dieser Zeremonie an die 2000 Karäer.

Die israelischen Karäer kommen aus Ägypten und so ist ihr kulturelles Verstehen ein anderes gegenüber den Karäern in Osteuropa. Bei einem

Besuch in der Synagoge von Troki in Litauen, einer Hochburg der Karäer in früher Zeit,¹ erstaunte die Ablehnung der Synagogenhüter gegenüber Besuchern. In Jerusalem ist das anders. Die Karäer sind äußerst freundlich und entgegenkommend. Ich hatte lange Diskussionen mit Rabbi Dabach über den Kalender. Die Karäer nehmen es mit dem Kalender sehr genau. Sie konzentrieren sich ganz auf die Mondbeobachtung bei der Festlegung des Kalenders und werfen den rabbanitischen Juden vor, zu lax in dieser Sache mit ihrem festen Kalender zu sein. So konnte mir Rabbiner Dabach immer erst in letzter Minute die Daten für das nächste Jahr für unseren Interreligiösen Kalender nennen, der nun schon seit über 20 Jahren erscheint. Der Kalender der Karäer unterscheidet sich vor allem in der Festlegung des Schavuot Festes. Sie haben eine andere Tradition über die Auslegung, wann mit der Omerzählung zu beginnen ist, der 50 Tage von Pessach bis Schavuot (50 Tage von Ostern bis Pfingsten). Es heißt in Lev 23.15, »am Tag nach Schabbat« (*macharat ha-shabbat*). Das ist für die Karäer, wie schon zur Zeit Jesu für die Sadduzäer und die von ihnen abhängigen Essener Sonntag. So fällt Schavuot immer auf Sonntag. Für das rabbinische Judentum in pharisäischer Tradition ist mit dem Schabbat das Fest selbst gemeint und der erste Tag danach kann irgendein Tag in der Woche sein. Auch darin ist deutlich, dass die Karäer in sadduzäischer bzw. essenischer Tradition stehen. Dies führen einige Gelehrte darauf zurück, dass Schriftfunde am Toten Meer in 9. Jahrhundert zu den Karäern kamen, der einzigen damals in Jerusalem ansässigen jüdischen Gruppe, so dass von dort der essenische Einfluss komme.

Vor einigen Jahren gelang es mir eine karäische Geniza aus der Krim zu erwerben, darunter ein vollständiges Exemplar der karäischen Jom Kippur und Sukkot Liturgie, die der christliche Drucker Bombergi 1529 in Venedig herausgegeben hatte, derselbe Drucker, der die gesamte damals bekannte rabbinische Literatur druckte, an die 400 Titel, darunter die Talmudim. Es war der Erstdruck eines karäischen Buches. Erst im 19. Jahrhundert wurden wieder karäische Bücher und Gebetsbücher gedruckt. Glücklicherweise über diesen seltenen Fund veranstaltete ich eine Faksimile Edition dieses auch wissenschaftlich wertvollen Fundes und überreichte ein Exemplar meinem Freund,

¹ Eine der wichtigsten Streitschriften gegen das Christentum »Hiszuq ha-Emuna« Befestigung im Glauben, wurde hier von Jitzha de-Troki geschrieben. Sie war so überzeugend, dass auch die rabbinischen Juden sie nachgedruckt und zu ihrer Hauptschrift gegen das Christentum gemacht haben. Ich habe sie in meinem Verlag nachgedruckt.

Rabbiner Sabbach. Wozu druckst Du das, sagte er mir, wir haben doch so viele schöne neue Drucke, auch hier in Israel.

Das sind unsere karäischen Freunde.

mk

Die Israel Interfaith Association begegnet der kulturellen und religiösen Vielfalt im Norden

Rundreise und Seminar vom 13.–15. Dezember 2018 in Nes Ammim

Mit achtzehn jüdischen und christlichen Teilnehmer*innen machte sich die Israel Interfaith Association Mitte Dezember auf den Weg in den Norden, um dort Menschen unterschiedlichster kultureller und religiöser Prägung zu treffen.

Donnerstag, 13. Dezember:

Ein eindrücklicher Auftakt war der herzliche Empfang der Gruppe durch Elias Jabbour, den Gründer und Direktor des »House of Hope International Peace Center« in Shefar-Am. Inspiriert ist seine Arbeit durch die Methode des Sulha (wörtlich: Vergebung), die schon seit dem 1. Jahrhundert im arabischen Kontext zur Schlichtung von Streitfällen zwischen Familien und verschiedenen Gruppen angewendet wird. Sogar in

einem Mordfall sitzen die Familien des Opfers und des Täters mit einem Mediator zusammen, der die Methode des Sulha beherrscht und die beiden Familien zu einem Einigungsprozess führt, in dem weiteres Blutvergießen verhindert wird. Diese Methode hat ihre Ursprünge in keiner der drei Religionen, sondern ist religionsunabhängig in der arabischen Kultur verwurzelt und wird bis heute in Galiläa, im Negev und der Westbank angewandt. Elias Jabbour sieht im Sulha auch Potential für den politischen Konflikt.

Bei unserer nächsten Begegnung erwartet uns der Tscherkese David Schugan im Circassian Heritage Center in Kafr Kama. Stolz erzählt er von den Besonderheiten der tscherkessischen Kultur und Sprache. Sein Volk stammt ursprünglich aus dem Nordkaukasus, von wo es in der Mitte des 19. Jahrhunderts von den Russen vertrieben wurde. David Schugan spricht sogar



von einem Völkermord an den Tscherkessen. Ca. 4000 Tscherkessen leben heute in Israel, in den beiden tscherkessischen Dörfern Kafr Kama und Riha-nya. Auch in Syrien und Jordanien leben Tscherkessen in Orten, an denen sie in der Zeit der Osmanischen Herrschaft angesiedelt wurden. In Kafr Kama gibt es eine Schule, in der die tscherkessische Sprache gelehrt wird und die Menschen unterhalten sich tscherkessisch. Um ihre eigene Kultur zu erhalten, heiraten die meisten Tscherkessen innerhalb der eigenen Volksgruppe. Wir machen noch einen Rundgang durch das kleine und liebevoll angelegte Museum, wo wir die tscherkessische Kriegeruniform bewundern und lernen, dass die Geburt bei den Tscherkessen geräuschlos verläuft und die Neugeborenen in einer Wiege mit einem Loch schlafen, damit sie keine Windeln benötigen. Tscherkessen sind Muslime, die sich mit dem Staat Israel gut arrangiert haben und hier sogar Militärdienst leisten. Auch wenn David Schugan sich wünscht, dass die Tscherkessen irgendwann einen eigenen

Staat im Nordkaukasus haben werden, bezeichnet er Israel als den besten Ort, an dem Tscherkessen derzeit leben können.

Weiter führt uns unsere Tour nach Eilaboun, wo wir in der weihnachtlich geschmückten katholischen Mar Jirias Kirche den emeritierten Erzbischof der Melkitischen Kirche, Boutros Mouallem, treffen. Trotz seiner 91 Jahre erzählt er uns von der Geschichte und den Besonderheiten der melkitischen Kirche. Besonders beeindruckt uns seine Schilderung der Ereignisse des 30. Oktober 1948, als Eilaboun im Zuge des

jüdisch- arabischen Krieges von der Israelischen Golani Brigade erobert



wurde. Als sei es gestern gewesen, berichtet Boutros Mouallem von der Erschießung von 14 jungen Männern durch die israelische Brigade, was die Flucht der gesamten Bewohner*innen zur Folge hatte. Nach Verhandlungen des damaligen Erzbischofs Hakim mit der israelischen Regierung durften die Flüchtlinge 1949 aus dem Libanon nach Eilaboun zurückkehren. Bis heute

wird des Massakers von Eilaboun im Oktober 1948 mit einer jährlichen Friedenskonferenz gedacht.



Den krönenden Abschluss des Tages bildet unser Besuch bei Sheikh Sameer Assi zur Nachtstunde – vorher hatte der Scheikh keine Möglichkeit – in Akko. Lange war er Imam der Al-Jazaar Moschee und hat sich unermüdlich für den interreligiösen Dialog in Akko eingesetzt. Sein Engagement und seine Anerkennung in Akko sind geblieben, auch wenn er heute nicht mehr als Imam der Al-Jazaar Moschee fungiert. Wenn Juden und Muslime in einem guten Dialog miteinander sind, lassen sich für alle potentiellen Konflikte im Vorfeld Präventivmaßnahmen finden, wie z.B. wenn das muslimische Opferfest und der jüdische Yom Kippur auf denselben Tag fallen, wie vor einigen Jahren geschehen.²

² Siehe den Bericht darüber in einer der früheren Nummern von *Religionen in Israel*.

Freitag, 14 Dezember:

Unser erster Besuch führt uns nach Hurfeish, einem Dorf, das 20 km von der libanesischen Grenze entfernt liegt, und in dem 93 % der Bevölkerung Drusen sind. In seinem Haus empfängt uns Shachiv Shanan, der von 2008–2013 für die Arbeiterpartei Knessetabgeordneter war.³ Der Raum ist geschmückt mit Fotos seines Sohnes, der 2017 als drusischer Wachmann auf dem Tempelberg in Jerusalem von einem muslimischen Angreifer erschossen wurde. Wir alle sind von der bewegenden Art und Weise, in der Shachiv Shanan von dem Verlust seines Sohnes erzählt, sehr beeindruckt. Seine Trauer ist ihm deutlich anzumerken: wie kann es sein, dass sein drusischer Sohn, der für die Sicherheit auf dem Haram al Sharif sorgt, von einem Muslim dort getötet wird? Aber doch will er dem Hass keinen Raum in seinem Herzen geben, unterscheidet deutlich zwischen Muslimen, die ihren Glauben leben und extremistischen Terroristen. Sein zweiter Sohn dient weiterhin wie die meisten Drusen bei der israelischen Armee. Obwohl Shachiv Shanan Israel als den besten Ort für Drusen bezeichnet (es gibt in Israel 16 drusische Dörfer), verleiht er dennoch seiner Kritik am kürzlich verabschiedeten Nationalitätsgesetz deutlich Ausdruck: hier finde eine Diskriminierung von Nichtjuden statt, die er nicht akzeptieren kann. Um dieses Gesetz wieder zurückzunehmen, überlegt er, bei den nächsten Wahlen doch noch einmal für einen Sitz in der Knesset zu kandidieren.

Unsere nächste Station führt uns nach Peki'in, wo wir die alte Synagoge bewundern, in der sich noch zwei Steine aus der Zeit des Zweiten Tempels befinden. Im Beit Zinati lernen wir Margalit Zinati kennen, deren jüdische Familie ihre Anwesenheit ebenfalls noch auf die Zeit des Zweiten Tempels zurückführt, wie uns in einem Film eindrücklich vor Augen geführt wird. So sehr uns die jüdische Anwesenheit in

Peki'in seit 2000 Jahren beeindruckt, sind doch auch manche irritiert von dem zionistischen Duktus des kleinen Promotion- Films.

Auch das anschließende Gespräch mit Oberrabbiner Shmuel Eliyahu in seinem Büro in Safed verläuft nicht ganz reibungslos. Vor allem sein Aufruf

³ In Bezugnahme auf den folgenden Bericht über die Drusen: Shachiv Shanan ist Politiker und gehört damit nicht zu den Religiösen oder Eingeweihten, die etwas von der drusischen Religionspraxis wissen. Er sprach deshalb auch nicht darüber. Das würde auch kein Eingeweihter vor einem nicht drusischem Publikum tun,



vor einigen Wochen, in Safed keine Wohnungen an Nichtjuden zu verkaufen, ruft einige Mitglieder unserer Interfaith- Gruppe zum Widerspruch. Wie soll ein gutes Miteinander der Religionen in Galiläa und Israel funktionieren, wenn so eindeutig eine Überlegenheit und

Vormachtstellung des jüdischen Glaubens betont wird? Wie können die biblischen Landverheißungen an die Erzväter heute verstanden werden? Es wird deutlich, dass wir hier noch viel Diskussionsbedarf haben, aber der nahende Schabbatbeginn treibt uns zum Aufbruch.

In Nes Ammim begrüßen wir den Schabbat unter einer meditativen Anleitung von Rabbiner Chaim Cohen, mit Yoga-Übungen von Ruthi Soudack und einem reichlichen Schabbat-Abendessen, zu dem sich

auch Rabbiner Elijah Galili aus Shtula mit seiner Frau und seinen Kinder einfand, um uns nach dem Abendessen noch von seinen Erfahrungen im interreligiösen Dialog in Galiläa zu berichten.

Samstag/Schabbat, 15. Dezember

Nach dem ausgiebigen Schabbatfrühstück führt uns Pfarrer Tobias Kriener durch Nes Ammim und berichtet von der Gründung, Geschichte und der gegenwärtigen Dialogarbeit. Vor allem unsere jüdischen Teilnehmer*innen staunen über die Gründung eines christlichen Kibbuzes durch Niederländer und Deutsche und über die Dialogbemühungen zwischen Juden, Christen und Muslimen, die in Nes Ammim stattfinden.

Da wir am Schabbat nicht reisen, kommen unsere weiteren Gesprächspartner nach Nes Ammim:

Fawaz Hussein, emeritierter Direktor der drusischen Schulen in Galiläa, der ebenfalls sehr positiv von der Anerkennung der Drusen in Israel berich-



tet. Allerdings empfindet auch er das Nationalitätsgesetz als einen tiefen Einschnitt.

Fawaz kommt gerade aus einem Besuch bei drusischen Flüchtlingen in Syrien zurück und bittet uns um Unterstützung für diese Familien, denen nicht klar ist, wie sie den harten Winter in Zelten und Notunterkünften überstehen sollen. Einige Tage später werden wir eine Spende vom Café Auguste Victoria in Jerusalem übergeben.

Jiries Mansour ist melkitischer Priester und Direktor der St. Anthony's School in Rame. Diese Schule wird von Schüler*innen der unterschiedlichsten Religionen besucht und interreligiöser Dialog wird hier großgeschrieben. Begeistert von den Aktivitäten der von ihm gegründeten Schule lädt uns Jiries Mansour ein, ihn das nächste Mal dort zu besuchen.

Shadi Khalloul ist Vorsitzender der Aramäer in Galiläa und zeigt uns stolz sein Exemplar des Neuen Testaments in Aramäischer Sprache und rezitiert



das aramäische Vaterunser. Man merkt ihm an, wie wichtig ihm seine aramäische Identität und die Bewahrung der aramäischen Kultur in Israel ist. So hat er die Israeli Christian Aramaic Association im Jahre 2009 gegründet und ist Gründer des ersten israelischen christlich- jüdischen Programms für Jugendgruppenleiter.

Er plant die Gründung einer aramäischen Schule und sogar eines aramäischen Dorfes mit einem aramäischen Kulturzentrum. Mit seinen Plänen ist er nicht unumstritten in den anderen christlichen Gemeinden Galiläas.

Erfüllt von der großen Verschiedenheit der Kulturen in Galiläa und von so vielen eindrucksvollen Persönlichkeiten, die für den interreligiösen Dialog und ein gutes Miteinander im Norden Israels eintreten, feiern wir noch gemeinsam das Ende des Schabbat mit dem Entzünden der Havdala- Kerze und dem Einatmen des Duftes der Kräuter aus dem Garten von Nes Ammim.



Sicher wird uns das Erlebte und Erfahrene noch lange begleiten und ein nächstes Treffen unserer Interfaith- Gruppe soll noch im Januar in Jerusalem stattfinden.

Gabriele Zander, Dezember 2018

Besuch der Israel Interfaith Association im Griechischen Patriarchat

Nach einem Besuch im armenischen Patriarchat im Oktober letzten Jahres besuchten Mitglieder der Israel Interfaith Association das griechische Patriarchat.



Mit einer kleinen Gruppe aus Jüd*innen und Christ*innen besuchte die Israel Interfaith Association am 5. April 2019 das Griechisch Orthodoxe Patriarchat in Jerusalem. Leider war Erzbischof Aristarchos verhindert, die Gruppe zu empfangen, hatte aber seine Assistentin Anna Koulouris geschickt, die sich als kompetente Gesprächspartnerin erwies. Die Griechisch Orthodoxe Kirche führt ihre Gründung auf den Apostel und Herrenbruder Jakobus zurück, der zur Mission nach Griechenland reiste. Seit dem 4. Jahrhundert ist die Griechisch Orthodoxe Kirche in Jerusalem präsent. Anna führt uns in den Hof des Klosters, in dem heute 120 Mönche, Priester, Bischöfe und der Patriarch wohnen. Vom Patriarchat aus gibt es einen direkten Zugang auf das Dach der Grabeskirche, der allerdings verschlossen ist und nicht mehr benutzt wird. Direkt vom Patriarchat aus können wir auch in den Vorhof der Grabeskirche hineinsehen. Diese Nähe zum wichtigsten Zentrum der Christenheit hatte keiner von uns vermutet. Wir dürfen auch die

Klosterkapelle besuchen, in der die Bewohner des Klosters täglich von 5–8 Uhr morgens ihren Gottesdienst halten. Für ein griechisch-orthodoxes Kloster ist es ungewöhnlich, dass es auch von Frauen betreten werden darf. Das ist eine Besonderheit des griechischen Patriarchats hier in Jerusalem. Zum Abschluss der Besichtigung des Patriarchats werden wir zu Kaffee und Gebäck in den Empfangsraum des Patriarchen eingeladen. Wir sind beeindruckt von den Bildern der vielen Patriarchen, die Jerusalem seither erlebt hat.

Im Gespräch mit Anna erfahren wir, dass die meisten Geistlichen der Griechisch-Orthodoxen Kirche im Heiligen Land aus Griechenland kommen, dass es aber auch einige Palästinensische Priester gibt, die die Gemeinden hier versorgen. Vom Patriarchat aus werden Gemeinden in Israel und Palästina und in Jordanien versorgt, neuerdings auch in Doha/Katar. Anna Koulouris betont die Gemeinsamkeiten von Christentum und Judentum und das Engagement des Griechisch-Orthodoxen Patriarchats im Christlich-Jüdischen Dialog. So ist Erzbischof Aristarchos auch Mitglied der Jerusalemer Rainbow-Gruppe, die seit Jahrzehnten monatliche Vorträge zu Themen des christlich-jüdischen Dialogs anbietet. Im Dialog gehe es um eine offene ökumenische Haltung, die sich zur eigenen Identität und Tradition bekennt, aber die frei von einer missionarischen Haltung den anderen in seiner Identität und Prägung akzeptiert. Es geht um eine Akzeptanz der Vielfalt in der Ökumene, so Anna Koulouris. Beeindruckt von der Gastfreundschaft und der Offenheit des Gesprächs verabschieden wir uns von Anna und laden sie zu den nächsten Veranstaltungen der Israel Interfaith Association ein. Vielleicht haben wir eine neue Mitstreiterin im Dialog gefunden?

Gabriele Zander, April 2019

THEMA: Religiöse Vielfalt im Galil (in Galiläa)

Als Ergänzung zu unserer Exkursion in den Norden seien hier einige Artikel zum besseren Verständnis der religiösen und kulturellen Vielfalt im Norden des Landes zusammengestellt.

Die Tscherkessen in Israel

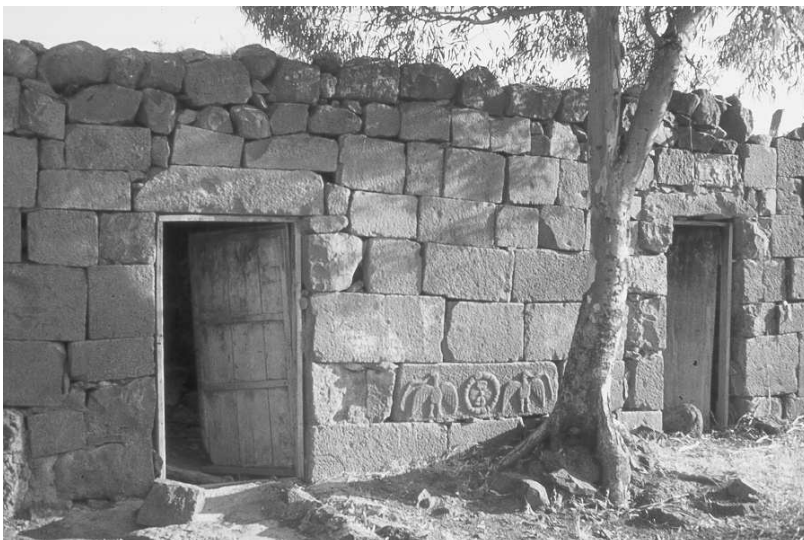
Das Volk der Tscherkessen hatte sein Stammgebiet im Nordkaukasus, von wo es aber im Laufe des 19. Jahrhunderts nach dem russisch kaukasischen Krieg, im Zuge der russischen Bemühungen, Andersgläubige aus ihren Grenzen zu entfernen, als Muslime vertrieben wurde. Auffangsland war vor allem die Türkei, die noch über Teile des Balkans und den Nahen Osten herrschte.

In diesen Ländern war die Ankunft der Tscherkessen zum größten Teil ein Segen. Die Tscherkessen waren Bauern oder Viehhirten, fleißig und tüchtig. Ganze verlassene Landstriche wurden von den Tscherkessen besiedelt, so z.B. die Golanhöhen und weite Teile Jordaniens. Die alte Ruinenstadt Philadelphia wurde von den Tscherkessen wieder aufgebaut und wurde zur späteren Hauptstadt Jordaniens, Amman.

Die Tscherkessen verließen den Golan im Krieg 1967 – im Gegensatz zu den Drusen, die nicht flohen. Die heute verlassenen Tscherkessendörfer im Golan zeugen von der Schönheit tscherkessischer Dörfer. Sie sind entstanden an Orten, an denen es früher, in byzantinischer Zeit, jüdische Dörfer gegeben hatte. Nach der byzantinischen Zeit mit der islamischen Eroberung war der Golan verlassen worden. Die Tscherkessen benutzten dann die alten Steine zum Wiederaufbau. Die Häuser gruppierten sich um Innenhöfe. Die schönen verzierten Steine der alten Synagogen wurden in den Mauern wieder verwendet, so dass ihre ganze Pracht neu zum Ausdruck kam.

In Israel gibt es nur zwei Tscherkessendörfer und diese liegen im Norden, in Obergaliläa, Kfar Kama, an der Straße gelegen, die von Kfar Tavor nach Kinneret fuhr, und Richanija bei Bar Am nahe der libanesischen Grenze. Beide sind reine Tscherkessendörfer ohne Mischbevölkerung wie sonst die meisten Dörfer Obergaliläas, wo Muslim*innen und Christ*innen, und früher auch Juden*Jüdinnen, zusammenleben oder gelebt haben. Beide Dörfer ent-

standen wie die meisten Tscherkessendörfer in diesem Raum gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Ihre Ansiedlung wurde von der türkischen Regierung gefördert, indem ihnen umsonst Ländereien zugewiesen wurden.



Die Tscherkessen waren bis zum 15. Jahrhundert Christ*innen, bekehrten sich dann aber in einem längeren Zeitraum, der bis ins 18. Jahrhundert reichte, und in dem man gleichermaßen den Koran und die Bibel las, zum sunnitischen Islam. Der Glaube also unterscheidet sie nicht von ihren arabisch-muslimischen Nachbarn, wohl aber ihre Nationalität, auf die sie stolz sind. Im israelischen Unabhängigkeitskrieg haben sie auf der Seite der Juden gegen die Araber gekämpft, und auch heute dienen sie in der israelischen Armee und bei der israelischen Polizei. Ebenso wie die Drusen – und anders als die christlichen und muslimischen Araber – sind die Tscherkessen wehrpflichtig.

Der Staat Israel fördert die eigene Kultur der Tscherkessen. Die tscherkessische Sprache wird in den Schulen neben Hebräisch, Arabisch und Eng-

lisch gelehrt. In Kfar Kama leben an die 3000 Einwohner und in dem kleineren Richanije 1000. Die beiden Tscherkessendörfer heben sich durch saubere Straßen und gut erhaltene Häuser hervor. In Kfar Kama gibt es ein Museum über Geschichte und Kultur der Tscherkessen.

Wenn die Tscherkessen sich auch ganz als Israelis fühlen und stolz sind auf die israelische Demokratie (am Kampf gegen das Nationalitätsgesetz haben sich aber auch die Tscherkessen beteiligt), gibt es doch eine nicht erklärbare, tiefsitzende Sehnsucht nach einer Rückkehr in das Land der Mütter und Väter, nach dem Kaukasus, dem Elbrus-Gebirge, dem heiligen Berg der Tscherkessen, wo alle Tscherkessen wieder Zusammenleben können wie früh Im Tscherkessendorf Dabura im Golan. Inzwischen gibt es diesen Stein aus der alten byzantinischen Synagoge nicht mehr. Er wurde wie viele andere verzierte Steine gestohlen. Die glatt behauenen Steine zeugen dafür, dass die Synagoge hier in der Nähe war. Bisher wurde sie nicht gefunden oder ausgegraben, Der deutsche Ingenieur Schuhmacher, der dieses Gebiet Ende des 19. Jahrhunderts bereiste und beschrieb, hat diese Steine auch nicht gesehen, weil das Tscherkessendorf, das die Steine beim Wiederaufbau ans Licht brachte, noch nicht gegründet war. mk

Drusen

Die Drusen (arabisch *Durūz* sowie *al-muwahhidūn* – »Bekenner der Einheit Gottes«, sind eine arabischsprachige Religionsgemeinschaft im Nahen Osten, die im frühen 11. Jahrhundert in Ägypten als Abspaltung der ismailitischen Schia entstand. Angehörige dieser Gemeinschaft leben heute vor allem in Syrien (ca. 700.000), im Libanon (ca. 280.000, etwa 4,5 % der Bevölkerung), in Israel (125.300, 1,6 % der Bevölkerung im Jahr 2004) sowie in sehr geringer Zahl auch in Jordanien.

Das Drusentum wird offiziell meist *Madhhab at-Tauhīd* genannt »Lehrrichtung der göttlichen Einheit«.

Geschichte

Begründer der drusischen Lehre war *Hamza ibn Ali ibn Ahmad*, ein persischer Missionar aus Ostiran, der Anfang des 11. Jahrhunderts in der fatimidischen *DaʿwaDaʿwaDaʿw-* (der fatimidischen Herrschaft) tätig war. Er behauptete im Jahre 1017, die Ära des *Qāʾim* (eschatologischer Herrscher) sei angebrochen und der regierende fatimidische Kalif *al-Hākim* sei Gott. Auch lehrte er die Abschaffung der koranischen Offenbarung und ihrer ismailitischen Deutung; an die Stelle beider sollte das bloße Bekenntnis von Gottes Einzigkeit (arabisch *tauḥīd*) treten, das alle gottesdienstlichen Handlungen überflüssig macht. In seinen in den Jahren von 1017 bis 1020 entstandenen Sendschreiben entwickelte Hamza eine neue Theologie – eine Kompilation von ismailitischen, neuplatonischen und extrem-schiitischen Vorstellungen und Begriffen. Hamza sandte eigene Missionare in die verschiedenen ismailitischen Gemeinden Ägyptens und Syriens. Einer seiner Missionare, ein junger Türke aus Buchara, der den Beinamen *ad-Darzī* (persisch „Schneider“) hatte, entfaltete in Kairo eine so rege Missionstätigkeit, dass die neue Lehre dort nach ihm als *ad-Darzīya* bekannt wurde; ihre Anhänger wurden als *Durūz* »Drusen« bezeichnet.

Der Kalif selbst duldete das Treiben der drusischen Missionare. Sein Verschwinden im Februar 1021 bei einem seiner nächtlichen Ausritte bestärkte die Drusen noch in ihrem Glauben an seine Göttlichkeit. Während Hamza verstummte, weitete sein Stellvertreter *al-Muqtanā* die *Daʿwa*⁴ auch auf ismailitische Gemeinden außerhalb des Fatimidenreiches aus, in den Irak und den Iran, den Hedschas, den Jemen, Bahrain und Indien. Auf ihn geht wahrscheinlich auch die Sammlung der „Sendschreiben der Weisheit“ (arabisch *rasāʾil al-ḥikma*) zurück, die bis heute die wichtigste Heilige Schrift der Drusen darstellt. Im Fatimidenreich mussten die Drusen geheim operieren, denn al-Hākims Nachfolger *az-Zāhir* (reg. 1021–1036) verbot in Edikten die drusische Lehre und ließ ihre Anhänger verfolgen. Innere Streitigkeiten führten schließlich dazu, dass die drusische *Daʿwa*⁵ schon im Jahre 1034 eingestellt wurde.

Die Drusen schlossen sich jetzt nach außen hin ab und zogen sich in entlegene Gebirgsgegenden zurück, so zum Beispiel in das Chouf-Gebiet

⁴ Herrschaft, missionarische Tätigkeit.

⁵ Hier: die missionarische Tätigkeit.



im Libanon-Gebirge. Hier trat im 15. Jahrhundert der drusische Moralist *ʿAbdallāh at-Tanūchī* (1417–79) auf, der von den Drusen mit dem ehrenden Beinamen *as-Sayyid al-Amīr* »Herr Fürst« bezeichnet wird. Er schrieb einen grundlegenden Kommentar zu den *rasāʾil al-ḥikma* und schuf ein System von moralischen Regeln, das als *ādāb as-Sayyid al-Amīr* bekannt ist und bis heute als Elementar-Codex drusischer Lebensführung gilt.

Die Drusen glauben an Re-inkarnation und an weitere parallele Welten. Die Umstände der Geburt eines Menschen, seine Eltern und der Geburtshintergrund sind vorbestimmt und von Gott oder einem höheren Wesen allein entschieden. Entsprechend sind Missionierung oder Konvertierung nicht erlaubt. Diese werden als Verweigerung des Gotteswillens angesehen, bzw. als Fall einer niederen Intelligenz – des Menschen –, die versucht, eine höhere Intelligenz – Gott – zu „belehren“. In den Worten der Drusen: „Ein Umhüllter darf den Umhüllenden nicht belehren. Das kann nur Gott entscheiden“. Es besteht ein Grund dafür, weshalb Gott die Menschen in die verschiedenen Religionen verteilte. Dieser Grund ist nicht etwas, mit dem sich der Mensch beschäftigen sollte. Der Mensch soll sich vielmehr mit der Reinigung seiner Seele befassen, um eine höhere Daseinsebene zu erreichen.

Auf dem Weg zu diesem Ziel und durch viele Re-inkarnationen kann der Mensch viele Rollen bekommen und verschiedene Situationen erleben. Deswegen ist es grundlegend für Drusen, andere Religionen so zu akzeptieren, wie sie sind, da sie in der nicht vom Menschen zu beachtenden Struktur eine ähnliche Rolle innehaben.

Mission und Konvertierung Andersgläubiger wird von den Drusen nicht betrieben, auch freiwillig kann man nicht zum Drusentum übertreten. Außenstehende wurden nur zur Zeit der Gründung der Religion aufgenommen. Heute ist nur Druse, wer Kind drusischer Eltern ist. Die Lehre der Drusen lässt nur eine genau feststehende Zahl ihrer Mitglieder in allen Welten zu, sodass ihre Mitgliederzahl konstant bleiben müsse. „Überzählige“ Drusen würden dann in „China“ geboren.

Die Drusen glauben, dass sie immer unter verschiedenen Namen seit Millionen von Jahren existierten. *Al-Hākim* zählt als die letzte Manifestation Gottes in einer langen Reihe zuvor. Die Drusen verehren das Grab des Jitro in Hittin. Der Tod des Kalifen im Jahr 1021 wird von seinen drusischen Anhängern als Übergang in einen Zustand der Verborgenheit verstanden, aus dem er nach 1000 Jahren wieder zurückkehren werde, um die Herrschaft über die Welt anzutreten. Dies wäre – bedingt durch die etwas andere islamische Zeitrechnung – 1990 oder 1991 moderner Zeitrechnung gewesen.

Die Gläubigen werden in „Unwissende“ (arabisch *ḡuhhāl*, Sg. *ḡāhil*) und Eingeweihte (arabisch *‘uqqāl*, Sg. *‘āqil* »Verständiger«) unterteilt. Letztere, sowohl Männer als auch Frauen, sind Hüter und Bewahrer der Religion und ihrer Geheimnisse, die den Unwissenden nicht bekannt sind. Sowohl diese Struktur, als auch eine Abschottung gegenüber Außenstehenden aufgrund von Verfolgungen bedingen, dass die Praktiken und Einzelheiten der Religion der Drusen nicht außerhalb der Gemeinschaft bekannt sind. Das Drusentum kann daher auch als Geheimreligion betrachtet werden.

Erkennbar sind die Eingeweihten (auch als die „Religiösen“ bezeichnet) daran, dass sie stets eine weiße Kopfbedeckung mit schwarzen Gewändern tragen. In Drusengebieten gibt es normalerweise keine Moscheen; die meisten Frauen tragen kein Kopftuch.

Standpunkt islamischer Gelehrter gegenüber den Drusen

Innerhalb der islamischen Gelehrtschaft gibt es verschiedene Auffassungen, ob die Drusen muslimisch sind oder nicht. Einer der bekanntesten sunnitisch-hanbalitischen Gelehrten, *Ibn Taymiyya*, erließ zwei Fatwas (Rechtsgutachten), die sich mit dieser Frage beschäftigen. In einer sind die Drusen lediglich ein Unterpunkt, da er sich in erster Linie mit den Alawiten beschäftigt.

Die Drusen gehörten nach der zweiten Fatwa nicht zu den Ahl al-Kitab (dem Volk des Buches), sondern seien Apostaten. Man dürfe deshalb ihr Essen nicht essen, ihre Frauen nicht heiraten, dürfe nicht in ihren Häusern schlafen, nicht mit ihnen herumlaufen und müsse ihre Gelehrten umbringen.

Eine ähnliche Auffassung vertrat der Rechtsgelehrte *Ibn ʿĀbidīn* (1783–1836), der Drusen wie auch Ismailiten und Alawiten zu Ungläubigen erklärte, die bekämpft und getötet werden sollten. Auf der Rechtsmeinung von *Ibn ʿĀbidīn* basiert die in mehreren Gutachten geäußerte Rechtsmeinung der Azhar-Gelehrten. Von dieser Position abweichend gab es kurzzeitig um 1959 an der Azhar-Universität Forderungen, Drusen und Ismailiten in die islamische Gemeinschaft aufzunehmen.

Heutige Situation

Drusen in Syrien

Im Bürgerkrieg in Syrien wurden die Drusen im Jahre 2015 zunehmend von islamistischen Rebellen bedroht. Sie hatten schon von Beginn des Kriegs an zum Teil auf Autonomie gehofft und sich deshalb der Rebellion angeschlossen, andere stellten sich auf die Seite Assads, des vermeintlichen Beschützers der Minderheiten. Die Rebellion verlor mit dem steigenden Einfluss radikaler Islamisten an Attraktivität; im Gebiet von Suweida konnte gar der IS Fuss fassen. Im Frühjahr 2018 »evakuierte« das Assad-Regime weitere IS-Kämpfer dort hin.

Drusen in Israel

Die israelischen Drusen leben in 18 Dörfern zwischen Akko im Westen und Safed im Osten sowie in vier Dörfern auf den von Israel annektierten Golan-

höhen. Die größte drusische Ansiedlung in Israel ist Dāliyat al-Karmel mit über 10.000 drusischen Einwohnern.

Drusen in Israel verhalten sich als israelische Staatsbürger gegenüber der israelischen Regierung loyal und leisten Militärdienst in der israelischen Armee. Die Drusen wurden in Israel 1957 als eigenständige Religionsgemeinschaft anerkannt. Sie sehen sich als Araber, jedoch nicht als Muslime.

Zu den israelischen Drusen zählen nicht die Drusen des im Sechstagekrieg 1967 besetzten syrischen Golan. Diese leben in vier Dörfern des Nordgolan unterhalb des Hermon, haben ihr Land bei der israelischen Eroberung 1967 im Gegensatz zu den Sunniten der Stadt Quneitra oder der weiter südlich gelegenen, mittlerweile nicht mehr existierenden Dörfer nicht verlassen. Ähnlich wie bei der Annexion Ost-Jerusalems wurde nach Annexion des Golan den Drusen die israelische Staatsbürgerschaft angeboten. Allerdings nahmen nur circa zehn Prozent der Drusen auf dem Golan dieses Angebot an. Im Zuge des Bürgerkriegs in Syrien steigt jedoch das Interesse an der israelischen Staatsbürgerschaft gerade unter jungen Drusen auf dem Golan.

Gekürzt nach Wikipedia mk

Aramäische Christen in Israel

Von Lissy Kaufmann, Deutschlandfunk 5.3.2018

»Shlomo«, sagt Shadi Khalloul und begrüßt damit seine Bekannte Nivin Elias, die er an diesem Abend besucht. Shlomo ist Aramäisch und heißt „Hallo“. Shadi und Nivin sind Christen und leben hier in Gusch Chalav, einem Dorf in Galiläa im Norden Israels, nur ein paar Kilometer entfernt von der Grenze zum Libanon.

Lange Zeit war Aramäisch hier nur Liturgiesprache. Im Alltag wurde Arabisch gesprochen. Bis Shadi Khalloul den Plan schmiedete, die Sprache der Vorfahren wieder aufleben zu lassen:

„Wir sind Christen der syrisch-maronitischen Kirche. Maroniten sind Aramäer. Sie sind direkte Nachfahren jener Christen, die hier Jesus gefolgt sind. Heute nennt man uns Ostchristen. Und da habe ich mich gefragt, warum wir Aramäisch vernachlässigen. Es ist die Sprache Jesu, unserer Vorfahren und unserer Kirche. Wir können stolz darauf sein und sollten das nicht verstecken.“

Vor gut zehn Jahren begann er deshalb mit anderen Christen in Gusch Halav, Aramäisch zu lernen: Erst unterrichtete sie der Priester der Gemeinde, später ein Priester aus der Türkei, der für einige Wochen anreiste. Shadi setzte durch, dass heute in der staatlichen Dorfschule Aramäisch gelehrt wird.

Aramäisch war die Lingua franca

Er unterrichtet selbst ein dutzend Erwachsene im Dorf. Eine seiner Schülerinnen ist die 34-jährige Nivin: „Aramäisch ist hier ja nie ganz verschwunden. Aber erst, als Shadi damit begonnen hat, uns zu unterrichten, fühlten wir uns dieser alten Sprache noch stärker verbunden. Wir wollen sie verstehen. Andere hatten Zweifel: Wieso soll ich diese Sprache sprechen? Was soll ich mich jetzt nochmal hinsetzen und lernen? Dann gebe ich die Antwort: Weil es die Sprache ist, in der Jesus gesprochen hat.“ Und in der Nivin und die anderen maronitischen Christen in Gusch Chalav heute singen.

Doch hat Jesus wirklich Aramäisch gesprochen? Der Sprachenforscher Steven Fassberg von der Hebräischen Universität in Jerusalem beschäftigt sich mit alten semitischen Sprachen. Er sagt: „Zweifellos muss Jesus Aramäisch gesprochen haben, wie jeder andere zur damaligen Zeit. Aber als Jude aus dem Norden konnte Jesus sicherlich auch Hebräisch, denn das wurde in jener Gegend noch bis ins Jahr 200 gesprochen. Und in den großen Städten sprach man damals auch Griechisch. Es ist die Zeit des Hellenismus. Aber ganz sicher hat Jesus Hebräisch und Aramäisch gesprochen.“



Aramäisch entwickelte sich im 6. Jahrhundert vor Christus zur Lingua franca der Region – also gegen Ende des Neubabylonischen Reiches. Später wurde Aramäisch vom Arabischen verdrängt. Doch einige christliche und jüdische Dörfer in der Region blieben dem Aramäischen treu.

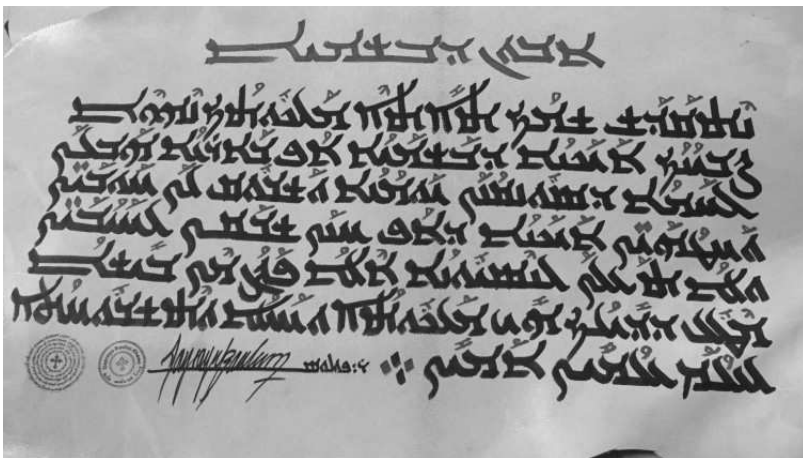
Eine der ältesten Sprachen der Welt

Steven Fassberg: „Diese Menschen blieben dem Aramäisch immer verbunden, es war die Tradition ihrer Vorfahren, sowohl der Christen als auch der Juden. Und weil sie so abgeschieden lebten, konnten sie die Sprache bewahren. Es gibt in Syrien drei Dörfer, das größte davon heißt Maalula und ist 50 Kilometer

nordwestlich von Damaskus. Das ist eine Insel von Christen inmitten einer muslimischen Welt. Und sie sprechen weiterhin Aramäisch. Warum in Maalula? Weil das ein sehr abgelegenes Dorf ist.“

Aramäisch zählt heute tatsächlich zu einer der ältesten noch gesprochenen Sprachen. Einige hunderttausend Menschen gibt es, die es noch sprechen, schätzt Fassberg. Doch es werden immer weniger – als Folge von Krieg und Vertreibung.

Viele Christen des Nahen Ostens sind in den vergangenen Jahrzehnten vor allem nach Europa gegangen. Dort, so schätzt Fassberg, lebt heute die größte Aramäisch sprechende Gemeinde der Welt, allen voran in Schweden, aber auch in Deutschland. Doch ob die nachfolgenden Generationen die Sprache weiterführen werden?



Sprache ist auch politisch

Der Mönch Dayroyo Boulos ist 29 Jahre alt und singt nicht nur auf Aramäisch, er spricht es auch fließend. Als Mönch der syrisch-orthodoxen Kirche ein Muss. Doch ihm reicht das nicht. Er will Aramäisch wieder bekannt machen, auch außerhalb der Mauern des Markusklosters in der Jerusalemer Altstadt.

Er schreibt das Vaterunser auf Aramäisch auf Lederstücke und verschenkt es – an andere Kirchen, Pilger und Besucher. Echtes Schafsfleder sei das, sagt er, aus Hebron. Zwei bis drei dieser Lederstücke beschreibt er am Tag.

Er freut sich, dass auch andere Aramäisch wieder aufleben lassen wollen, etwa die Maroniten in Gusch Chalav: „Unsere Kirche findet es gut, wir brauchen Menschen, die Aramäisch wieder aufleben lassen, nicht nur in Gebeten und als Sprache hier im Kloster. Aber es gibt auch Christen hier, die finden das gar nicht gut. Sie sagen: Wir sind Araber, wir sind Palästinenser, das ist nicht unsere Sprache! Wir aber sagen: Wir sind aramäisch, wir sprechen noch immer in der Sprache Jesu und wir wollen unsere Sprache wieder aufleben lassen.“

Sagt der junge Mönch mit dem langen schwarzen Bart und der bestickten Kopfbedeckung. Er weiß: Sprache ist Identität, und gerade im Nahen Osten ist sie damit auch höchst politisch und heikel.

Aramäische Identität

So ist Dayoroyo Boulos in Bethlehem aufgewachsen und laut Ausweis Palästinenser. Er selbst definiert sich aber als syrisch-aramäischer Christ.

Auch den maronitischen Christen im galiläischen Dorf Gusch Chalav geht es um Identität, erklärt Shadi Khalloul. Sie wollen nicht länger als Araber bezeichnet werden: „Wir sehen es als einen Fehler an, dass der Staat Israel uns nach seiner Gründung als Araber registriert hat. Wir sind Aramäer! Und 2014 hat der Staat diesen Fehler behoben und unserem Antrag stattgegeben. Seitdem sind wir als Aramäer anerkannt.“

Shadis nächstes Ziel ist es, ein neues aramäisches Dorf zu errichten, in dem nicht mehr Arabisch, sondern nur noch Aramäisch gesprochen wird. Das wäre dann eines der letzten aramäischen Dörfer weltweit.

Jüdische Welt und interreligiöse und interkulturelle Beziehungen

Empfang beim Staatspräsidenten mit politischem Akzent

Rabbi Arie Makluf Deri, seines Zeichens israelischer Innenminister und damit auch zuständig für Religionsfragen und die Angelegenheiten der christlichen Kirchen, betonte beim Empfang des Staatspräsidenten für die Oberhäupter der christlichen Kirchen zum Jahresende, Religion solle mit Politik nicht vermischt werden und die Kirchenfürsten sollten deshalb keine Politik betreiben.

Genau das aber tat der Präsident und der griechisch orthodoxe Patriarch in seiner Antwort im Namen der Kirchen in Israel. Es ging um das im Parlament diskutierte Gesetz zur Enteignung der Kirchen, wenn sie ihren Kirchenbesitz langfristig vermieten oder die Vermietung anderen übertragen. Die alteingesessenen Kirchen, besonders Katholiken und griechisch Orthodoxe sind in Geldnöten und wissen nicht, wie sie die Unterhaltung ihrer zahlreichen Krankenhäuser, Schulen und andere gemeinnützliche Institute bezahlen sollen. Andererseits sind sie Eigentümer großer und wertvoller Böden, die aber langfristig vermietet sind und so kein Geld einbringen.

In der Not verkauften die Kirchen die Mietverträge für Spottpreise an Investoren, was zu großer Unsicherheit unter den Betroffenen führte, die auf diesen Böden gebaut haben und nun nicht wissen, was nach dem Ablauf der Verträge wird. Die Verkaufspreise dieser Gebiete sind zum Teil um die Hälfte gefallen. Ganze Straßenzüge gehören den Kirchen, auch das israelische Parlament befindet sich auf dem Boden, der von den Kirchen langfristig vermietet wurde. Das Gesetz, das sieben rechtsgerichtete Parlamentsmitglieder eingebracht haben, sieht vor, dass in diesem Fall der Staat diese weitervermieteten Böden beschlagnahmen kann.

Hier nun versicherte der Staatspräsident den Kirchen, dass kein kirchlicher Besitz irgendwann beschlagnahmt werden wird. Der Patriarch, Theophil III., dankte dem Präsidenten dafür, lobte seinen Einsatz zu Gunsten der Kirchen und gab der Hoffnung Ausdruck, dass das vorgebrachte Gesetz niemals akzeptiert werden wird. Außerdem dankte der Patriarch den israelischen Behörden für die Entmienenung des Gebietes am Jordanfluss, in dem sich nach



der Tradition die Taufstelle Jesu befindet und das den arabischen Namen Kasr al Jehud trägt. Mehrere Klöster befinden sich hier, die verlassen werden mussten, als die Feindseligkeiten zwischen palästinensischen Terrorgruppen, die von Jordanien aus operierten, zunahm. Nach der Entmischung wird das Gebiet christlichen Pilgern wieder zugänglich sein.

Im übrigen zeichnete sich der Empfang durch zahlreiche persönliche Bekenntnisse der Redner

aus. Deri wie der Patriarch lobten den großen Einsatz des Präsidenten für den Frieden zwischen den verschiedenen Religionsgruppen und Rivlin sprach von der Verbundenheit der Rivlinfamilie zu Jerusalem, die hier seit Generationen ansässig ist.

Israel gibt gestohlene Handschrift nicht an Samaritaner zurück

1995 brachen Diebe in die Samaritanische Synagoge in Nablus, dem alten Sichem, ein und stahlen zwei wertvolle samaritanische Torahandschriften aus dem 14. und 15. Jahrhundert, die eine eine Rolle, die andere ein Kodex, beide von unschätzbarem Wert für die Samaritaner und die Wissenschaft.

Die Palästinensische Autonomie und Israel starteten sofort eine Suche nach den Handschriften. Einige Monate später teilte Jasser Arafat, damals Haupt der palästinensischen Autonomiebehörde, mit, dass die gestohlenen Handschriften in Amman Jordanien aufgetaucht seien. Ein Vertreter der Samaritaner fuhr daraufhin nach Amman und stellte fest, dass es sich tatsächlich um die gestohlenen Handschriften handele, für die ein maskierter

Mann eine Summe von 7 Millionen Dollar forderte. Obwohl der Mann bereit war, mit der Forderung auf 2 Millionen runterzugehen, sah sich die samaritanische Gemeinschaft nicht in der Lage, eine solche Summe aufzutreiben, wonach die Handschriften wieder im Ungewissen für Jahre verschwanden.

Erst nach 16 Jahren, 2011, erschienen sie wieder in Gestalt eines Videos, in dem die Hand eines Unbekannten in den Handschriften blätterte. Dieses Video wurde einem israelischen Antiquitätenhändler zugespielt, der es Benjamin Zedaka, dem Haupt der in Holon, Israel, ansässigen zweiten Samaritanergemeinde zeigte. Der bestätigte, dass es sich um die gestohlenen Handschriften handele.

Die Versuche zur Rückholung der Handschriften begann so von neuem. Der Israeli fuhr nach Amman und dort zeigte ihm ein Palästinenser, der früher in der palästinensischen Polizei gedient hatte, eine der Handschriften, die andere Handschrift sei in London verkauft worden, und wie das Gerücht geht, an jemanden der königlichen Familie in Qatar.

In den Verhandlungen um den Ankauf der Handschrift, erklärte sich die amerikanisch-evangelikale Familie Green bereit, die Handschrift zu erwerben und den Samaritanern zurück zu erstatten, unter der Bedingung, dass sie in dem Bibelmuseum in Washington, das die Familie finanziert hat, ausgestellt werden dürfe. Dazu erklärten sich die Samaritaner nicht bereit.

Und wieder bedeckte Dunkel das Schicksal der gestohlenen Handschriften, bis eine Routine Untersuchung an der jordanisch-israelischen Grenze, ein Blatt, das offensichtlich aus der einen in Amman verbliebenen Handschrift herausgerissen worden war, den Zöllnern in die Hände fiel, die es beschlagnahmten. Es hatte sich im Koffer eines israelischen Palästinensers befunden, der angab, nicht gewusst zu haben, woher das Blatt stamme und der es in einem jordanischen Antiquariat erstanden habe.

Der israelische Palästinenser forderte vor Gericht die Handschrift zurück und das Gericht gab ihm Recht. Keiner kam auf die Idee, das Blatt den Samaritanern zurückzugeben. Der Zoll, bei dem das Blatt verblieben war, war aber nicht bereit, das Blatt herauszurücken. Der Zoll weigerte sich auch, dazu aufgefordert, das Blatt den Samaritanern zurückzugeben, denn die Gemeinschaft der Samaritaner wohne jetzt auf dem Berg Garizim, Zone B der palästinensischen Autonomie, die zivilrechtlich der Autonomie unterstehe und militärisch Israel, und man liefere nichts an ein Gebiet aus, das unter ziviler Verwaltung der Autonomie stehe.

Die samaritanische Gemeinschaft ist eine kleine Volksgruppe, Rest des einst starken samaritanischen Volkes, das noch im 16. Jahrhundert eine Million Seelen zählte. Nachdem die Gruppe Anfang des 20. Jahrhunderts kurz vor dem Aussterben stand mit 190 Gemeindeglieder, sind es heute ca. 800, die je zur Hälfte in Israel, Holon, und in der Westbank, dem Berg Garizim lebt. Bis vor kurzem lebten die Westbank Samaritaner in Nablus, das sie aber nach Anfeindungen zugunsten des nahegelegenen Berges Garizim verlassen haben, ihrem geistigen Mittelpunkt, wo einst der samaritanische Tempel stand, und auf dem sie seit je her die Pessachwoche zugebracht hatten.

Zum internationalen Frauentag: Frauenliturgien aus der Renaissance

Rechtzeitig zum internationalen Frauentag zeigte die Universitäts- und Nationalbibliothek Israels Gebetsbücher, die für Frauen geschrieben sind. Drei dieser Gebetsbücher wurden von dem italienischen Schreiber Rabbi Abraham ben Mordechai Farissol geschrieben, zwei in Hebräisch und eins in Judeo-Provincial.

Das erstaunliche an diesen Gebetsbuch ist der Text des Morgengebets, wie Frauen ihn beten sollen. Der übliche Text des Morgengebets lautet für den Mann: "Gepriesen seist Du, HERR, unser Gott, König der Welt, der du mich als Mann und nicht als Frau erschaffen hast." Dagegen betet die Frau, „der du mich nach deinem Willen geschaffen hast“. In den um 1480 geschriebenen Frauengebetsbüchern der Renaissance heißt es anstatt: "Gepriesen seist Du, HERR, unser Gott, König der Welt, der du mich als Frau und nicht als Mann erschaffen hast."

Auch in anderen Partien der Gebetsbücher wurden feminine statt maskuline Formen gewählt. Zudem enthalten die Bücher einige Streichungen von Partien, die als diffamierend gegenüber Nichtjuden angesehen werden könnten. Dies aber mag das Werk getaufter Juden sein, die als Zensoren angestellt waren.

Im Kollophon, der Widmungsinschrift, heißt es in der 1480 geschriebenen Handschrift, dass das Buch für eine Edelfrau geschrieben wurde, das ihr Mann ihr als Geschenk verehren will. In den anderen Gebetsbüchern ist es



jeweil ein Bruder, der seiner Schwester ein solches Geschenk macht.

Aber nicht nur diese Gebetsbücher, sagte der Leiter der Handschriftensammlungen der Nationalbibliothek, Dr. Aviad Stollman, zeigen ein liberales und offenes Verständnis in jüdischen Gemeinden gegenüber Frauen, Frauen waren auch in zahlreichen Gebieten beschäftigt, die heute meist nur Männern zugänglich sind, wie Schreiberinnen von heiligen Texten, Dichterinnen religiöser Poesie, Übersetzerinnen religiöser Texte und dergleichen. Und nicht nur im aufgeklärten Italien der Renaissance. Stollman zitiert aus einem Kollophon einer jemenitischen Handschrift folgenden Passus: „Verurteile mich nicht, wenn Fehler zu finden sind. Ich bin eine stillende Mutter, Miriam, die Tochter von Benayah, dem Schreiber“.

All dies zeigt den liberalen Geist der Epoche. Als Revolution bewerten das Fachleute aber nicht. Es handele sich um individuelle Korrekturen von Leuten, die Schwierigkeiten mit gewissen liturgischen Texten hatten. Da aber liturgische Texte nicht kanonisiert werden sollen, waren solche Korrekturen

durchaus möglich und erregten nicht den Widerstand orthodoxer Kreise ihrer Zeit, was sie heute wahrscheinlich tun würden, würden sie jetzt im orthodoxen Umfeld geschrieben.

Dreißig Jahre »Frauen der Mauer« unter Gewalt

Jeden Monatsanfang nach dem jüdischen Kalender versammeln sich Frauen aller jüdischer Denominationen seit dreißig Jahren in der Frauenabteilung vor der Westmauer des Tempelbezirks, der sogenannten Klagemauer zum Gebet. Sie beten laut, tragen Gebetsmäntel und Gebetsriemen. All dies ist nicht verboten nach jüdischem Religionsgesetz, aber nach Meinung orthodoxer Kreise ein Verstoß gegen Sitte und Tradition. Das dreißigjährige Jubiläum hatte viele Gäste auch aus dem Ausland nach Israel gebracht. Das Jubiläum koinzidierte gleichfalls mit dem internationalen Tag der Frauen. Es sollte ein besonders festlicher Akt werden. Er kam nicht zustande.

Orthodoxe Rabbiner hatten Busse geschartert, die über tausend Schulmädchen orthodoxer Schulen aus allen Teilen des Landes nach Jerusalem brachten und die mit ihrer Präsenz den Raum der Frauenabteilung vor der Mauer so ausfüllten, dass für die »Frauen der Mauer« kaum Platz blieb. Aber auch die, denen es gelang, sich hindurch zu schlängeln, wurde jedes Gebet durch die kreischenden Schulmädchen unmöglich gemacht.

Inzwischen mischten sich auch Männer von der Männerabteilung in das Gewühl ein und begannen, brutal die Frauen der Mauer am Vormarsch zu hindern. Einige wurden nach Angaben der Organisation zu Boden geworfen, zerkratzt, bespuckt und sonstwie physisch drangalisiert. Ähnlich erging es den Männern, die zur Unterstützung der Frauen mitgekommen waren, darunter ehemalige Angehörige der Sondereinheiten der Armee, die 1967 den Platz vor der Mauer erobert hatten. Gebetsmäntel wurden zerrissen, Kopfbedeckungen heruntergeschleudert.

Nach Angaben der Frauen griff die Polizei zu ihren Gunsten nicht ein. Im Gegenteil, ein Communiqué der Polizei spricht von den Frauen und ihren Helfern als Provokateuren. Die Organisatoren haben dagegen Einspruch erhoben und die Polizei und Behörden der Mauerverwaltung verklagt.

Den Frauen und ihren Helfern mit ihren Gästen, an die 800 Personen, blieb schließlich nichts anderes übrig, als den Platz vor der Mauer zu ver-



lassen und südlich davon, beim Robinson Bogen ihr Gebet abzuhalten.

Der orthodoxe Vizegesundheitsminister, Yaakov Litzman, gefragt, was er zu der Gewalt sage, die gegen die betenden Frauen angewendet wurde, meinte bloß: »Man muss sie rausschmeißen von der heiligen Stätte«.

Etwas Persönliches

Mein achtzigster Geburtstag wurde sehr schön in der Universität begangen als Abschluss des Mischnaprojekts und vierzig Jahre Studium in Israel. Fast 100 Teilnehmer waren aus Deutschland angereist. Der deutsche Botschafter und der Dekan der Universität sagten Grußworte, Wolfgang Kruse hielt eine Laudatio und der Direktor des Berliner Jüdischen Museums, Peter Schäfer, sagte in einer halbstündigen Rede etwas zu dem wissenschaftlichen Oeuvre des Jubilars.



Ich bin dabei, mit achtzig Jahren sollte man das wirklich endlich anfangen, meine Hinterlassenschaften loszuwerden. Nackt sind wir auf die Welt gekommen und mehr oder weniger nackt werden wir sie verlassen, und den ganzen für die kommende Welt unnützen Kram, den man inzwischen angehäuft hat, sollte man noch zu Lebzeiten abstoßen, wenn die Kinder daran kein Interesse haben. Meine schwerste Sammlung, die Ossuarien, hat einen würdigen Platz auf dem Skopusberg in einem Nebenraum der Auguste Victoria Kirche gefunden, wo Mitarbeiter des Israel Museums die nötigen Vitrinen errichtet haben. Meine Münzsammlung ist auch dort. Der wissenschaftliche Teil meiner Judaica Hebraica Bibliothek wird nach einem Umzug des Studienprogramms »Studium in Israel« eine neue Heimat finden. Bleiben die Handschriften, mit denen meine Kinder partout nichts anfangen können. Ich dachte, Deutschland, die Universität Frankfurt, wäre der geeignete Ort, aber die Regelungen haben sich geändert. Frankfurt war früher der Anlaufort für hebräische Handschriften, jetzt ist es ihnen nur noch erlaubt, Handschriften zu digitalisieren. Als die Hebräische Universität davon hörte, meldete sie sich als Interessent und ich bin jetzt dabei, einen Katalog zu erstellen, was

bei ca. 3500 noch verbliebenen Handschriften einige Zeit in Anspruch genommen hat. Aber diese Arbeit ist höchst interessant und gehört zu dem Spannendsten, was ich bisher im Leben getan und erlebt habe. Wenn die Universität in der Lage ist, die Sammlung zu erwerben, wird sie einen Katalog herausgeben, den ich bereits zu schreiben begonnen habe.

Und noch in einer eigenen Sache. Ich habe endlich eine Musterausgabe zum Traktat Berakhot fertiggestellt. Sie enthält oben als Text die Handschrift Kaufmann und daneben den Druck, beide vokalisiert. Die beiden Ausgaben unterscheiden sich durch den Apparat unten, der einmal die Varianten aller vorhandenen Texte zum Traktat enthält einschließlich der ca. 100 Genizafragmente, zum anderen nur die Auswahl der Texte, die ich auch in der Jerusalemer Mischna verwandt habe. Der Band enthält zusätzlich eine Beschreibung und Bewertung der Genizafragmente.

Die Ausgabe kann bei mir für einen Kostenzuschuss von 10 Euro, einschließlich der Postgebühren und Verpackung erworben werden.

Neueres aus der Archäologie

Siegelring des Pontius Pilatus entziffert

Er wurde bereits vor 50 Jahren gefunden kurz nach dem 67iger Krieg, der Ring des Pilatus, bei den ersten Ausgrabungen auf dem Begräbnisberg des Königs Herodes, dem Herodion, nahe Bethlehem, südlich von Jerusalem. Die Ausgrabungen leitete damals der Archäologe Gideon Förster als Vorbereitung, den Berg Besuchern zugänglich zu machen.

Unter den tausenden Objekten, die damals gefunden wurde, erregte der Bronzering wenig Aufmerksamkeit, zumals er kaum zu entziffern war. Erst jetzt gelang es israelischen Archäologen, Professor Shua Amurai-Stark und Malcha Hershkovitz, mit besonderen Aufnahmeegeräten die kleine griechische Inschrift links und rechts von der Darstellung eines Weinkruges zu entziffern.

Die Inschrift beginnt auf der rechten Seite, wo ein Pi und ein Jota zu erkennen ist. Auf der linken Seite dann die Buchstaben Lamda, Alpha Tau und Omikron: Pilato.



Der Name Pilatus, bzw. Pilatos auf Griechisch, ist außer dem Prokurator Pontius Pilatus sonst nicht bekannt, so dass es sehr wahrscheinlich ist, dass dieser Pilatos wirklich der berühmte römische Statthalter Judäas war, der auch Jesus ans Kreuz schlagen ließ.

Der Berg Herodion beherbergte das Grab des Herodes auf halber Höhe und war gekrönt von einer Festung, die später auch ein Verwaltungszentrum der Römer war. Der Ring diente wahrscheinlich einem Beamten der römischen Verwaltung, der im Namen des Statthalters mit seinem Siegel Dokumente versiegelte.

Bisher gab es archäologisch zu dem sonst durch Josephus und dem Neuen Testament wohlbekannten Statthalter nur eine Inschrift auf einem Stein, der bei Ausgrabungen in Caesarea gefunden wurde. Der neu entzifferte Ring bestätigt die Historizität dieses unter den römischen Statthaltern am meisten gefürchtetsten Vertreters der römischen Macht in der Provinz Judea zur Zeit Jesu.

Antike Jüdische Siedlung bei Beer Scheva entdeckt

Ein seit langem bestehendes Rätsel ist endlich gelüftet worden. Die Stadt Beer Scheva, auf Deutsch „Sieben Brunnen“ ist ein altes seit mindest 6500

Jahren von Menschen besiedeltes Gebiet, eine wasserreiche Oase in der Wüste, die vielen Unterkunft und Ernährung gewährte. In den Geschichten der Erzväter spielt sie eine besondere Rolle. Abraham siedelte in Beer Scheva wie Isaak und Jakob. Zur Zeit des jüdischen Königreichs war Beerscheva eine Grenzstadt gegenüber den Völkern des Südens. In dem Heiligtum aus dieser Zeit wurde ein vierhörniger Altar entdeckt, der heute im Israelmuseum steht.

Danach ist wenig über die Stadt bekannt. Erst in byzantinischer Zeit erreicht die Stadt wieder einen Höhepunkt und wird zum Mittelpunkt mehrerer Kirchen mit einer christlichen, meist nabatäischen Bevölkerung. Die Nabatäer sind Vorläufer der Araber.

Zahlreiche Bodenfunde zeigten aber, dass es hier auch neben einer nabatäischen auch eine jüdische Besiedlung Ende der Zeit des Zweiten Tempels und wenig danach gegeben haben muss. Allerdings eine jüdische Siedlung wurde nicht gefunden.

Dies änderte sich, als Archäologen den Boden für die Anlage eines neuen Siedlungskomplexes am Nordeingang der Stadt vorbereiteten. Endlich wurde die jüdische Siedlung gefunden. Die Ausgrabungen stehen erst am Anfang, so ist über die Größe dieser Siedlung bisher nichts zu sagen. Dass es sich aber um eine jüdische Siedlung handelt, geht aus den Funden eindeutig hervor.

Besonders ertragreich war eine antike Schutthalde in der Nähe eines Wehrturms, der 10 mal 10 m misst und mehrstöckig war mit Mauern von einer Dicke von 1 Meter.

Hier auf dem antiken Müllhaufen fanden die Archäologen unter der Leitung von Shira Bloch von der Ben Gurion Universität Beer Scheva eine Fülle von Bruchstücken, die eindeutig jüdischen Ursprungs sind, wie Bruchstücken von Öllampen, sowie Kalksteingefäßen und anderer Keramik.

Die meisten Öllampen sind vom Typ der sogenannte Herodesform, schlichte Lampen, die typisch sind für das erste nachchristliche Jahrhundert. Kalksteingefäße wurden besonders aus rituellen Gründen von Juden benutzt, da sie nach dem jüdischen Religionsgesetz keine Unreinheit annehmen anders als Tongefäße. Eine Mikwe, ein Ritualbad, wurde gefunden, obwohl sich die Archäologen hier noch nicht sicher sind, weil sie noch nicht zum Boden des Bades gekommen sind.

Das Besondere aber sind Bruchstücke von Öllampen mit wunderbaren Verzierungen wie Weintrauben, Granatäpfeln, Weizenähren und Ähnlichem. Was aber die Archäologen in besonderer Weise erregte, ist die Scherbe mit einem neunarmigen Leuchter, von dem sie behaupten, es sei eine der frühesten Darstellungen eines Leuchters überhaupt.

Das ist zum Teil richtig. Ein siebenarmiger Leuchter erscheint zum ersten mal zweihundert Jahre früher auf einer Münze des letzten jüdischen makabäischen Königs Mattatja Antigonos, der schließlich Herodes dem Großen unterlag und von ihm umgebracht wurde. Der Leuchter sollte wohl ein Weckruf an die Bevölkerung sein, dass mit den Makkabäern oder Hasmonäern das reine Judentum vertreten wurde gegenüber dem Proselyten und Usurpator Herodes.

Es gibt noch eine Reihe von Zeichnungen an Hauswänden und ähnlichem aus einer Zeit, als der Tempel noch bestand. Die wichtigste Darstellung findet sich in Rom im Titusbogen, nachdem die Römer die goldenen Leuchter aus dem Tempel als Beute mit nach Rom genommen hatten.

Die Darstellung auf dem Öllampenfragment ist ein neunarmiger Leuchter. Dies entspricht dem Verbot des Talmud, siebenarmige Leuchte darzustellen, da diese Form dem Tempel vorbehalten bleiben sollte. Siebenarmige Leuchter gibt es aber aus mehreren Synagogen aus spätrömischer byzantinischer Zeit und auch auf jüdischen und samaritanischen Öllampen aus byzantinischer Zeit in Palästina sowie in der jüdischen Diaspora.

Der Leuchter auf dem Bruchstück ist aber älter und lässt sich ungefähr datieren, obwohl das die Archäologen und die Zeitungsberichte darüber merkwürdiger Weise nicht getan haben. Auf dem Schutthaufen wurden auch allerlei Fruchtrückstände wie Olivenkerne gefunden, die derzeit untersucht werden und dann ein genaues Datum ergeben werden.

Die gefundenen Öllampenfragmente lassen sich aber auch schon vorher zeitlich bestimmen. Die Lampen des herodianischen Typs gibt es nur in einem Zeitraum um die Zeitwende bis zur Mitte oder bis zum Ende des ersten Jahrhunderts. Die verzierten Lampen und das Bruchstück mit der Menora gehören nun zu einem Lampentyp der wissenschaftlich erst in den 70er Jahren entdeckt wurden. Es handelt sich um den Typ der Südlampen (nerot hadarom), die nur im Bereich südlich von Hebron gefunden wurden, 70 nach unserer Zeitrechnung bis zum Bar Kochbakrieg 135. Die Bruchstücke in Beerscheva sind der südlichste Punkt, wo diese Lampen aufgetaucht sind.





Varda Sussman, die einen Katalog über diesen Lampentyp herausgegeben hat (in Englisch: *Ornamented Jewish Oil lamps from the Destruction of the Second Temple through the Bar-Kokhba Revolt*, Jerusalem 1972), ist der Meinung, dass die Lampen von jüdischen Flüchtlingen aus Jerusalem hergestellt wurden, die auch Baumeister am herodianischen Tempel waren und dort die wichtigsten Stuckarbeiten geschaffen haben.

Diese Lampen sind besonders selten, es gibt an die 200 verschiedenen Motive, wobei die meisten Lampen in nur wenigen Exemplaren auf uns

gekommen sind, und viele davon sind überhaupt nur Einzelstücke. Sie wurden in Formen hergestellt, wobei der frische Ton in eine Form aus Kalkstein gepresst wurde. Es handelt sich um die ersten verzierten jüdischen Lampen und um Lampen von einer künstlerischen Schönheit, die später nicht mehr erreicht wurde.

Der Zufall nun will es, dass das Lampenfragment mit der Menora nun auch im Katalog von Varda Sussman zu finden ist, und dort als vollständige Lampe, was den Archäologen und Journalisten, die darüber geschrieben haben, anscheinend entgangen ist.

Nicht nur, dass diese Lampe vorhanden ist, sie hat auch noch eine Nachgeschichte, die interessant für die jüdischen Vorstellungen der Zeit ist. Zwar ist die Menora neunarmig wie der Chanukkaleuchter, aber auch das war schon für die damalige Zeit zu anstößig. Es handelt sich zweifelsohne um einen Leuchter, dessen Flammen mitabgebildet sind. Diesem Leuchter hat man später links und rechts in der betreffenden Mulde zwei Ohren angebracht, so dass es sich jetzt nicht mehr um einen Leuchter, sondern um einen lodernen Kochtopf handelt.

Die Stadt wurde während des Bar Kochba-Aufstandes oder kurz danach verlassen. Warum ist unklar. Wahrscheinlich war die nabatäische Nachbar-

schaft eine Bedrohung für die jüdischen Bewohner. Es sind keine Brandspuren entdeckt worden, die darauf hinweisen würden, dass die Stadt kriegerisch erobert wurde. Es gab keine Leichenfunde in der Stadt. Die Stadt scheint von ihren Bewohnern vor dem Verlassen aufgeräumt worden zu sein, sodass man nur antike Bruchstücke von Geräten auf dem Abfallberg finden konnte.

Beer Scheva wurde erst wieder in der Neuzeit aufgebaut, zuerst als kleine Beduinensiedlung und nach 1948 als Großstadt mit allen Kultureinrichtungen und einer Universität, heute die drittgrößte Stadt Israels, nach Jerusalem und Haifa, oder viertgrößte Stadt, wenn man Tel Aviv mit seinen Trabantenstädten dazu nehmen will.

Zu den Abbildungen: Bruchstücke mit dem Menorafragment, zwei Abbildungen aus dem Katalog von Varda Sussman (Nr. 2 und 3) und Beispiele aus meiner Sammlung.

Bulla des Kämmerers des Königs gefunden

In einem von den Babyloniern bei der Eroberung Jerusalems 586 vor unserer Zeitrechnung zerstörtem Haus haben die israelischen Archäologen Juval Gadot und Jiftach Shalev wieder einen sensationellen Fund gemacht, die Bulle, den Tonabdruck des Hofbeamten „Netanmelech, Knecht des Königs gehörend“ לנתנמלך עבד המלך. Dieser Text steht auf dem Tonabdruck. Das Pergamentdokument, für das das Siegel einmal verwandt wurde, ist im Brand des Gebäudes mitverbrannt, das Tonsiegel aber ist geblieben und verrät den Verfasser des verlorenen Dokuments.

Netanmelech war ein hochrangiger Hofbeamter des Königs Josias und seine Kammer, sein Büro modern gesagt, lag auf dem Tempelplatz oder am Eingang desselben und ist in 2. Könige 23,11 im Zusammenhang mit der Reform des Königs Josia erwähnt, die alle Reste von Götzendienst in Jerusalem und Judäa beseigtigte.

In der Bibelstelle heißt es: „Und er schaffte die Rosse ab, die die Könige von Juda für die Sonne aufgestellt hatten am Eingang des Hauses des HERRN, bei der Kammer Netan-Melechs, des Kämmerers, die am Parvaus war.“



„Knecht des Königs“ kommt an die zehn mal in der Hebräischen Bibel vor und bezeichnet einen hochrangigen Beamten mit besonderer Nähe zum König. Im Bibeltext findet sich aber eine andere Bezeichnung für Netanmelech: Saris, ein noch häufiger in der Bibel verwandter Ausdruck für einen hervorragenden Königsbeamten. Die neue Lutherbibel übersetzt das Wort mit „Kämmerer“.

Das es sich bei den Namen auf dem Tonabdruck wirklich um den Namen des wichtigen Königbeamten aus der Bibel handelt, ist mehr als wahrscheinlich. Der Name ist sonst völlig unbekannt, und zwei Persönlichkeiten mit dem selben Namen und dem Amt eines hohen Hofbeamten ist mehr als unwahrscheinlich.

Dies ist ein weiteres Mal, das in der Bibel erwähnte Persönlichkeiten mit ihren Tonabdrücken gefunden wurden, nach dem Prophet Jesaja und dem König Hiskia,⁶ alle aus ungefähr derselben Zeit und an Orten nahe beieinander, in der sogenannten Davidstadt, südlich des Tempelberges.

Der Tonabdrucks Netanmelechs wurde in einem großen ehemaligen doppelstockigen Haus gefunden auf dem ehemaligen Parkplatz direkt südlich

⁶ Siehe Berichte darüber in früheren Ausgaben von Religionen in Israel.

des Tempelplatzes. Dieses Haus ist besonders hervorragend durch seine Bauweise, sehr sorgfältig mit behauenen Steinen erbaut und mit einem mit besonderen Steinen verzierten Fußboden. Wahrscheinlich war es ein wichtiges Regierungsgebäude. Hier wurden schon andere bedeutende Funde gemacht, unter anderem das aus Edelstein bestehende Siegel eines Ikar ben Matitanjahu, einer sonst unbekanntenen Persönlichkeit.

Bilderklärung

- S. 7 Bei Elias Jabour (Jabour rechts vordere Bank)
- S. 8 In Eilaboun bei Erzbischof Boutros Mouallem
- S. 9 In Akko bei Scheikh Samir Assi (Hinten 2. von rechts)
- S. 11 Byzantinischer Stein in der Synagoge von Peki'in
- S. 12 Zwei Rabbinen im Gespräch, Rabbi Josef aus unserer Gruppe mit dem Oberrabbiner von Safed Shmuel Eliyahu
- S. 13 Vier beim Seminar in Nes Ammim. Von links nach rechts: Rabbi Elijah Galili, Shadi Khalloul, Rabbiner Chajim Cohen und Fawas Hussein
- S. 14 Aufgeschlagene Bibel in Aramäisch (»Syrisch«), die Khalloul mitbrachte.
- S. 15 Gruppe im armenischen Patriarchat
- S. 18 Innenhof im Tscherkessendorf Dabura im Golan
- S. 21 Religiöse Drusen (aus Wikipedia)
- S. 25 Griechisch-Orthodoxer Priester Nadaf, Befürworter des Aramäischen (Internet)
- S. 26 Vater Unser in Neuaramäisch (Internet)
- S. 29 Griechisch-Orthodoxer Patriarch Theophilos III im Präsidentenpalast
- S. 32 Aufgeschlagene Handschrift mit dem Frauengebet (erste Zeile oben links) (aus Haaretz)
- S. 34 Die »Frauen der Mauer« beim Gebet (aus Haaretz)
- S. 35 Die Gegendemonstranten (aus Haaretz)
- S. 37 Der Ring des Pilatus (Bild Antikenbehörde)
- S. 39 »Lampen des Südens« Obere Reihe aus der Krupp-Sammlung, untere Reihe aus dem Katalog von Varda Sussman
- S. 41 Lampenfragment aus Beers Scheva (Bild Antikenbehörde)
- S. 43 Bulla des Netanmelech (Bild Antikenbehörde)

Fotos Krupp (wenn nicht anders vermerkt)